universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Drei Sommer in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1871

X. Gröden. 1842, 1843

urn:nbn:at:at-ubi:2-8358

X.

Gröden.

1842, 1843.

Gröden und Enneberg, die seltsamen Thäler, so wildfremd in ihren abenteuerlichen Berggestalten, wie in der Sprache und der Art der Bewohner, üben in neuerer Zeit einen mächtigen Reiz auf wißbegierige Reisende. Ehemals blickte der eilige Romfahrer, wenn er am stolzen Schlosse zu Trostburg vorüberzog, wohl gleichgültig in den engen Bergriß, aus dem der Grödnerbach herausstürzt, ohne zu ahnen, wie interessant das Land dort drinnen ist; jetzt aber nimmt sich schon mancher die Mühe, hineinzuklettern, um da für Geognosie oder Ethnographie zu sammeln. Es ist daher räthlich, den Leser auch dahin zu führen.

Eines Tages im Augustmonat 1842 zog ich mit einem Gefährten vom Selrainer Wirthshause auf dem Ritten fort. Wir sprangen den steilen Fußsteig hinunter, der von der Hochebene nach Atzwang führt. Damit waren wir in einer Stunde wieder aus dem nordischen Pflanzenwuchs in das Land der Rebe und der Feigen gekommen. Und in der That herrschte hier im engen Thale eine drückende Hitze und wir betrachteten mit bedenklichen Augen den jähen Berghang, der gleich über dem Eisack emporstieg und uns

gerade so hoch hinaufführen sollte als wir so eben heruntergekommen waren, nämlich in die Hochebene von Vels und Seis, die dem Ritten in gleicher Erhabenheit gegenüber liegt.

Nachdem wir eine Zeitlang in der kühlen Stube des Wirthshauses ausgerastet, gingen wir über die Brücke und stiegen mühselig den steinigen Bergweg hinan. Endlich standen wir auf der Höhe von Vels, den weißgrauen Schlern über uns, rechts und links Höfe und Dörfer, Wiesen und Felder, auch Wald und Dickicht, und wenn wir uns rückwärts wendeten, so sahen wir, nur durch die tiefe Schlucht des Thalweges getrennt, den weißen Villenhaufen von Klobenstein und das schöne Hochland des Rittens. Auf dieser Höhe liegt ein ganzes Landgericht, welches zu Castelrutt seinen Sitz hat.

An den Ausläufern des Schlern zogen wir hin und kamen in den Hauensteinerwald, aus dem die Burg dieses Namens in zerrissenen Mauern aufragt. Sie war ehedem der Sitz Oswalds von Wolkenstein, des ritterlichen Dichters, und hier starb er auch im Jahre 1445, des irdischen Lebens müde. Zu Neustift bei den Chorherren ward er begraben. Sein schöner Denkstein steht im Hofe des Domes zu Brixen. Herr Oswald führte ein vielbewegtes Leben. Als Knabe lauft er mit drei Pfennigen den Ritterschaaren nach, erscheint dann als Koch, Pferdeknecht, Schiffsjunge und Kaufmann, später als gefeierter Held und Sänger, den Königinnen ehrten und schmückten, als Freund, Rath und Gesandter des deutschen Kaisers, aber auch in verderblichem Streite mit seinem Landesfürsten, Herzog Friedrich, als ein Verfolgter und Geächteter, der in der Fremde Rettung sucht. Auf seinen Reisen und Kriegszügen kam er „gen preußen, littwan, tartarey, türkey, über mer gen frankreich, lampart, yspanien," wobei er „frantzöisch, morisch, katlonisch und kastilian, teutzsch, latein, windisch, lam-

pertisch, reuschisch und roman, die zehn sprach" hat gebraucht. Auch eine Kreuzfahrt ins gelobte Land und einen Zug gegen die Hussiten überstand er glücklich. Von seinen Liedern finden sich drei Handschriften, eine im Museum zu Innsbruck, die andere zu Wien, die dritte zu München bei einem seiner Enkel. Der Text der Lieder scheint in der letzten von des Sängers eigener Hand geschrieben zu sein. Vorne ist sein gleichzeitiges Bildniß, ein rundes kräftiges Gesicht, mit breitem Munde, doppeltem Kinne, einäugig, mit leisen Spuren von Narben um den Mund. Hellbraune reichliche Haare umgeben es. Ueber seine Dichterweise und ihren Zusammenhang mit den poetischen Leistungen seiner Zeit fehlt noch eine Arbeit. Auf keinen Fall mochte es passend sein, ihn, wie Beda Weber gethan, „den großen Geistesverwandten Homers" zu nennen. In stillen Mondnächten will das Volk noch jetzt die Klänge seiner Harfe aus Hauensteins öden Mauern heruntersäuseln hören.

Seitdem hat Beda Weber Oswalds Gedichte herausgegeben (Innsbruck 1847), doch kann diese Ausgabe selbst sehr bescheidenen Ansprüchen nicht genügen. In neuester Zeit hat sich Professor Zingerle kritisch mit dem Dichter beschäftigt. (Beiträge zur älteren tirolischen Literatur. Wien 1870.) Ferner ließ Beda Weber 1850 eine Biographie des Helden erscheinen unter dem Titel: Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. Auch Hermann Schmid schrieb einen Roman: Friedel und Oswald, so daß „der letzte Minnesinger" jetzt historisch und poetisch schon ziemlich illustrirt ist.

Uebrigens hat sich in Tirol auch schon lange vor Oswald von Wolkenstein ein reiches poetisches Leben entfaltet. Im dreizehnten Jahrhundert haben hier namentlich Herr Liutold von Seben, der Burggraf von Lienz, Herr Walter von Metz, der von Rubein und noch andere Herren ihre Lieder gesungen. Neuerlich hat selbst der bedeutendste Dichter

jener Zeit, Walther von der Vogelweide, in Tirol seine langgesuchte Heimath gefunden. Die Gedichte Ortnit, Hug- und Wolfdietrich sind sicherlich an der Etsch entstanden. König Laurin, auch eine tirolische Zwergensage, ist schon früher erwähnt worden.

Nicht weit von Hauenstein liegen noch andere gebrochene Burgen, Saleck und Aichach, und das Dorf Seis, in weißen steinernen Häusern breit auseinander gelegt. Eine halbe Stunde aufwärts geht nunmehr ein schlängelnder Pfad zwischen Fichtenwald unter dem Schlernkofel hin auf das Bad Ratzes zu, wo wir unsere Nachtherberge nahmen.

Bad Ratzes liegt 3885 Fuß über dem Meere, versteckt in einer waldigen Rinne, die der Seiserbach durchströmt. Hinter dem Bade verliert sie sich bald im Hochgebirge. Die nächste Umgebung hat auf ebenem Plane wenig Reiz, in der Höhe ist sie gewaltig und erhaben, denn der Schlern streckt seine himmelhohen Köpfe zum schwindelnden Anblick empor. Ratzes ist übrigens ein sehr besuchter Badeort und mit allen angemessenen Behaglichkeiten ausgestattet. Zwei anständige Häuschen, mit vielen kleinen Kammern versehen, sind aus Stein erbaut, ein drittes, das dahinter steht, ist von Holz. Auch hier ist für ärmere Leute durch mäßigeren Tisch und billigere Herberge besonders gesorgt. Die reichern Gäste führen dasselbe nahrhafte Leben wie zu Ulten, was der Abendimbiß, dem wir beiwohnten, klar bezeugte. Vorher wurde in der Capelle von einem Geistlichen der Abendsegen gebetet, wobei Reich und Arm erschien. Der Tiroler will die Uebungen der Andacht, an die er zu Hause gewohnt ist, selbst als Gast im Bade nicht missen. Die hiefür nöthigen Priester sind immer vorhanden, da auch die Geistlichen ihre Sommerfrischen am liebsten in den Bädern zubringen. Diesen Abend waren ihrer sechs an der Tafel und saßen oben auf; dann kamen ein paar Familien aus Bozen, dann die beiden

Herren aus Bayern, dann etliche junge Leute von uns unbekannter Herkunft — in allem etwa dreißig' Personen und eigentlich nur der Rest der Gesellschaft, die im vorigen Monat drei- und viermal zahlreicher gewesen. Der bekannteste darunter ist der Mondscheinwirth von Bozen, der hier schon viele Jahre her seine Sommerfrische hält, und deßwegen auch bei seiner Ankunft mit knallenden Böllern empfangen wird, eine Ehre, um die ihn schon mancher beneidet haben soll. Nach allem, was wir an andern Orten gesagt, ist es wohl überflüssig, auch hier wieder von freundlichem Empfang und liebreicher Sorgfalt der Wirthsleute zu sprechen.

Was das Wasser betrifft, so sprudeln hier zwei Quellen. Die eine davon führt Eisen, die andere Schwefel. Erstere entspringt westwärts eine halbe Stunde ober dem Bade, die andere auf der östlichen Seite in schauerlicher Wildniß. Beide werden durch hölzerne Röhren ins Badehaus geleitet, dort getrunken und in mannichfachen Leiden zu Bädern benützt.

Sehr anziehende Mittheilungen über Bad Ratzes finden sich in dem Programm des Bozener Gymnasiums vom Jahre 1863. Der Verfasser ist Pater V. M. Gredler, ein einfacher Franciscaner, aber ein Mann von überraschender Gelehrsamkeit und in den Naturwissenschaften nicht weniger bewandert, als in der Kunstgeschichte. In der Umgebung von Ratzes haben sich mancherlei Erzeugnisse alter tirolischer Kunst erhalten, die aber wohl wenig beachtet werden, weil sie in den Dorfkirchen der Nachbarschaft versteckt sind. Namentlich hebt Pater Gredler die aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Wandgemälde am Katharinakirchlein zu Aicha hervor, die er den besten ihrer Zeit gleichstellt. Auch Prösels, „das herrliche Prösels," eine schöne, neuerlichst wieder etwas restaurirte Burgruine, ist nicht weit entlegen. Die Hauptsache in jenem Programme bilden aber die naturwissenschaftlichen Beobachtungen.

Am andern Morgen stiegen wir auf die Seiser Alm. Die Seiser Alm ist eine ungeheure Wiese, die gegen Castelrutt, gegen Gröden und gegen das Fassathal sich ausstreckt, zehn Stunden im Umfange hat und in ihrer Art einzig ist in Tirol. Sie hat einen berühmten Namen; zumal in Bozen und auf dem Ritten hörten wir viel Schönes von dieser Alm erzählen, die bei dem Gang auf den Schlern gewöhnlich mit besucht wird. Ihre Höhe ist wechselnd, doch nirgends unter fünftausend Fuß.

Von Ratzes aus führt ein gepflasterter Saumweg hinauf, angenehm zu gehen, bald durch offene Wiesen, in denen Bauernhöfe stehen, bald durch finstern Wald. In einer Stunde mag man auf der Höhe sein.

Ehe wir noch das Blachfeld selbst betraten, zeigten sich einige Tannen am Wege. Bei diesen hielt ein wälscher Knabe aus Fassa, welcher zu Bozen Aprikosen und Birnen eingekauft und dann die schwere Last auf dem Rücken herauf getragen hatte, um an den Mähdern auf der Alm und zufälligen Wanderern sein Gewinnstchen zu machen. Er schien sich zum Nutzen seines Handels die deutsche Sprache schon vorlängst eigen gemacht zu haben und wußte ganz gut damit umzugehen. Wir ehrten seine Betriebsamkeit dadurch, daß wir uns alle Taschen mit seiner Waare füllten, worüber er große Freude und Dankbarkeit zu erkennen gab.

Und nun traten wir auf die Alm, auf die liebliche Alm, die nach allen Seiten leicht hinan stieg, und im Frühthau glänzte stundenweit — eine wellenförmige Fläche, überall mit Sennhütten und Scheunen bedeckt, hin und wieder durch einen Fichtenhain unterbrochen, überall von unsichtbaren Bächlein durchrieselt, jetzt als zur Zeit der Heuernte weit und breit voll Mähder und Mähderinnen, die in langen Reihen nach einander hinarbeiteten. Von

nah und fern umschließen wilde Berge die grüne Ebene, der Schlernkofel zunächst, der aber hier ein ganz anderes Ansehen hat, da die beiden Wassergüsse den Leib des Unthieres fast völlig verdecken; über das Grödnerthal hin steigen beschneite Dolomiten auf.

Die Seiser Alm gehört zumeist den Bauern von Castelrutt und ist für sie eine Quelle reichlichen Einkommens. Im August ziehen sie mit dem ganzen Hauswesen herauf, um das Gras zu schneiden. Das rege Leben zu solcher Zeit so hoch oben über den Thälern ist höchst anziehend und belohnt gewiß für den ohnehin sehr bequemen Aufstieg. Wir hielten bei einer Schwaige eine längere Rast, um dem Mittagmahl der Mähder beizuwohnen. Es fand sich der Herr, ein ansehnlicher Bauer, dazu ein, und der Knechte und Mägde waren es etwa ein halbes Dutzend. Darunter auch ein junger Wälscher, d. h. ein Grödner aus St. Christina, der daher gesandt worden, um nebenher beim Mähen deutsch zu lernen. Bald ließen sich alle zum Tischgebet auf die Kniee nieder. Das Essen wurde in großen Schüsseln aufgetragen und auf dem Rasen liegend eingenommen; sehr anständig und unter heiteren Tischgesprächen. Und zur selben Zeit, als sie vor unserer Schwaige beim Mahle lagen, lagen auch nah und fern mehrere hundert Mähder auf dem Rasen, um Mittag zu halten. Die Nahrung muß bei der anstrengenden Arbeit kräftig sein und daher auch hier, wie im Etschland, fünf Mahlzeiten des Tages. Wenn die Sonne hinuntergesunken, wird das Abendmahl eingenommen, und dann gehen alle schlafen, das Gesinde im Stadel, wo es auf dem Heu sehr weich und warm sich ruht, der Herr in der Schwaige, wo ihm ein Bett bereitet ist. Der Bauer, bei dessen Mahl wir saßen, gab gerne Antwort auf unsere Fragen. Von ihm erfuhren wir zum Beispiel, daß der

Lohn der verdingten Arbeiter ein Gulden und dreißig Kreuzer ist für die Woche. Ein Hauptreiz der schönen Erntezeit auf der Seiser Alm war ehemals das Sonntagessen. Da mußten nämlich vertragsmäßig verschiedene leckere Gerichte aufgesetzt und dazu nach Bedarf auch Wein gegeben werden. Dieß Mahl reichen indessen heutzutage nur noch drei oder vier Bauern in derselben Weise, wie vor Altem, mit Fleisch und Krapfen und Zubehör; die übrigen zahlen ihren Leuten lieber zwei Zwanziger in Geld dafür.

Nun bestiegen wir auch die Höhe von Puflatsch, am Rande der Alm, wo sie gegen Castelrutt abfällt. Allda ist eine erhabene Aussicht über viele Gebiete des mittäglichen Tirols, freilich nur die Hälfte von jener, die auf der Höhe des Schlerns einzuholen ist. Aber die Nonsberger Gebirge und der Ortles, die Ferner im Oetzthal und im Stubai geben sich die Hand zu einem prächtigen Reigen um das Etschland, und in seinen Tiefen ist der Gang des Stromes weit hin zu verfolgen bis in die blauen Gegenden von Wälschland.

Von Puflatsch geht's wieder steil hinab im Runste eines Baches gegen Gröden. Ehe dieß aber erreicht wird, zeigen sich noch weite Feldungen, in welchen am jähen Abhange zerstreut die Häuser von Pufels liegen. Pufels ist auf dieser Seite das erste Dörfchen, wo die kauderwälsche Sprache erklingt, die auf der ganzen Erde niemand mehr spricht, als die dreitausend schnitzelnden Grödner. Wir hatten uns schon lange gefreut, sie einmal an ihrem eigenen Herde zu belauschen, und daher beschlossen wir auch, in Pufels eine ausgiebige Rast zu halten und schleunigst noch einige linguistische Studien zu unternehmen, um nicht ganz unvorbereitet in die Hände der fremdzungigen Grödner zu fallen.

Die Häuser sind hier zumeist von Stein, aber mit

hölzernen Scheunen verbunden. Sie zeigten sich zu jetziger Jahreszeit auf allen Seiten mit Garben verkleidet, die in eigenen Gestellen zum Trocknen aufgesetzt waren und so in der warmen Abendsonne eine goldene Tapete bildeten. Im Dörfchen herrschte tiefe Stille und wir fanden selbst am Wirthshause die Thüre verschlossen. Doch gelang es, durch die Scheune einzudringen und auf diesem Wege endlich auch die Wirthin zu erschreien, die im Speicher mit ihren Vorräthen beschäftigt war. Sie sprach deutsch, wie es die Grödnerinnen sprechen, d. h. immer mit einem wälschen Rückhalte und mit großem Anstoß am R. Es wurde ihr eröffnet, daß wir geschwind noch grödnerisch zu lernen gedächten, ehe wir ins Thal hinunterstiegen und über diese Absicht, so wie über die Eilfertigkeit, mit welcher wir sie betrieben, fing sie herzlich zu lachen an. Wir blieben gleichwohl fest bei unserm Vorsatze und hielten fürs beste, uns zuerst mit ihrer Bibliothek bekannt zu machen. Wir fragten also, ob sie keine grödnerischen Bücher habe, was sie freundlich bejahte. Sie ging darauf an einen hübschen Schrank und holte ein schönes Buch heraus in schwarzen Saffian mit goldenem Schnitt gebunden. Dieß schlugen wir hastig auf, fanden aber nichts anderes, als ein italienisches Gebetbuch, gedruckt zu Trient oder Bassano. Ja, habt ihr denn nicht etwa ein Buch in der Sprache von Gröden? Nein, sagte sie, anders kann man unsere Sprache nicht drucken, als so wie da — mit welchen Worten sie eigentlich ganz in ihrem Rechte war. Nachdem also auf diesem Wege nichts zu erreichen, so versuchten wir's auf mündlichem und baten sie, uns das Vater Unser zu dictiren. Auch dieß that sie mit großer Bereitwilligkeit, aber wir hörten schon an den ersten Worten, daß hier zu Lande das Gebet des Herrn in italienischer Sprache verrichtet werde und ersparten uns die Mühe, es nachzu-

schreiben. Dagegen fragten wir die Frau, ob sie denn nicht auch grödnerisch zu beten wisse, sie aber antwortete, das grödnerische Vater Unser sei längst abgeschafft und nur einige alte Männer führten's noch im Munde, die andern beteten es alle „klugwälsch." (Klugwälsch heißen nämlich die Grödner und Enneberger, wenn sie deutsch sprechen, das Italienische. Diesem entgegensetzt ist der deutsche Name für ihre Sprache, die sie sonst ladin nennen, krautwälsch.)

Wir sprachen so einige Zeit hin und her ohne sonderliche Ergebnisse für die Wissenschaft, bis ihr plötzlich ein Gedanke einfiel, der unserem Unternehmen sehr förderlich wurde. Sie lief nämlich in ein Nachbarhaus und kam mit einem Jungen zurück, einem Jungen von vierzehn Jahren, mit Namen Johann N. N., den sie uns mit den Worten vorstellte: Der kann euch lehren die Sprach' von Gardena besser als ich. Und in der That war der Knabe dem Geschäfte sehr gewachsen, da er ein Pufelser von Geburt, bei Verwandten in Bozen des Schulbesuchs wegen eingestellt, gegenwärtig nur zur Sommerfrische im Geburtsort verweilend, der deutschen Sprache vollkommen mächtig und in grammatischen Dingen leidlich erfahren war. Johann N. N., unser Lehrer, setzte sich also auf einen Stuhl, dem gegenüber wir ein Seidel Wein für ihn aufstellen ließen und somit begannen die Forschungen in der Sprache von Gherdeina. (Gröden ist der deutsche Name, Gardéna der italienische, Gherdeina der ladinische.)

Unser ernsthaftes Geschäft wurde sehr heiter und unter vielem Lachen betrieben. Der Junge so gut als die Wirthin war Anfangs der Meinung, es liefe alles nur auf einen leeren Spaß hinaus, da sie bis dahin noch von keinem vernünftigen Menschen gehört, der sich mit der Grödnersprache im Ernst beschäftigt hätte. Und wenn's ihnen

schon lustig vorkam, daß wir uns mit ihrem Krautwälsch einen Spaß machen wollten, so schien es ihnen fast noch komischer, als sie sahen, daß es wirklich der bitterste Ernst sei. Auch kam es vor, daß wir zu lachen anfingen, wenn der Junge eben aufgehört hatte, denn da er nur das Deutsche schulgerecht zu behandeln wußte, aber das Grödnerische nie von dieser Seite betrachtet hatte, so dünkten ihm oft die einfachsten Dinge räthselhaft und manchmal übersetzte er das, was wir ihm vorgesagt, ganz fehlerhaft, so daß wir selbst als seine Verbesserer auftreten mußten, was ihn öfter ganz verblüffte. Indessen wurde ihm bald eine Hülfe und uns, da wir den Blick für alles Schöne offen hielten, eine angenehme Augenweide. Wir hatten nämlich kaum eine halbe Stunde mit einander gearbeitet, als des Knaben Schwester hereintrat, ein Mädchen von sechzehn Jahren und von schöner Gestalt, mit römischem Gesichtsschnitte und feurigen Augen. Sie trug das Köpfchen unverhüllt und die reichen schwarzen Haare waren nach der Landesart in Flechten um die Stirne und Schläfe gelegt, ein zierlicher Reif um das ernste liebliche Gesicht. Ihr Eintritt unterbrach die Forschungen auf eine kleine Weile, aber da wir bemerkten, daß sie darüber roth wurde, fuhren wir wieder emsig fort. Auch dauerte es nicht lange, bis sie näher kam und sich hinter den Stuhl ihres Bruders stellte und abermals über eine kleine Weile begann sie selbst mit sprachzuforschen. Sie war in Meran in die Schule gegangen, hatte dort etwas deutsche Bildung genossen und zeigte sich bald nicht weniger lehrreich, als ihr Bruder. Insbesondere nahm sie sich des weiblichen Geschlechtes an, das der andere bisher gar nicht berücksichtigt hatte, ja ich glaube, daß gerade diese Vernachlässigung sie gereizt und getrieben hat, sich in der Linguistik zu versuchen. Wir hatten nämlich eben gefragt: Was heißt: ich

bin gegangen — und darauf hatte Johann geantwortet: ie son git. In diesem Augenblicke aber öffnete sie ihren lieblichen Mund und ließ zum erstenmale ihre süße Stimme 'erklingen und sagte in schüchterner Weise ergänzend: Und wenn's ein Weibsbild ischt, so sagt sie: ie son gita.

Nach ein paar Stunden schlossen wir die Untersuchungen, da es Abend werden wollte und noch etwa eine Stunde nach St. Ulrich, dem Grödner Hauptort, vor uns lag. Nachdem wir allen dreien für ihre Bemühungen herzlich Dank gesagt hatten, eilten wir bergabwärts. Oben indessen hatten wir auch gelernt, wie es auf ladinisch lautet, wenn man fragt: Wie weit ist es denn von hier nach St. Ulrich? Dieß heißt also: Tang longsch ie'l pa da tlo fin a Urteschei? Urteschei (Urticetum, Nesselwang) ist nämlich der grödnerische Name von St. Ulrich. Diese Phrase übten wir so lange ein, bis wir sie mit voller Geläufigkeit zu Tage bringen konnten. Wir freuten uns aufrichtig, als wir alle Schwierigkeiten überwunden hatten, und nahmen uns auch gleich vor, sie bei erster Gelegenheit zu benützen.

Wir waren also kaum etliche hundert Schritte von Pufels entfernt und hatten eben eine zahlreiche Familie bemerkt, die weit drinnen im Felde mit der Gerstenernte beschäftigt war, als wir beide zu gleicher Zeit über die Stoppeln hinriefen: Tang longsch ie'l pa da tlo fin a Urteschei? Kaum waren die rauschenden Worte verklungen, als sich Vater und Mutter und die Kinder, so wie auch die Knechte und die Mägde schleunigst aufrichteten und uns sprachlos anstarrten. Hierauf wiederholten wir den Ruf; aber nunmehr, da sie gewahrt hatten, daß wir landesfremde Wanderer seien, brachen sie alle in ein schallendes Gelächter aus und schrien uns verschiedene Anzüglichkeiten zu, die wir sämmtlich nicht verstanden. Wir ließen uns indessen durch diese Begegnung nicht abschrecken, sondern

machten vielmehr gleich wieder einen Versuch. Da traf es sich nämlich, daß wir an einer jähen Halde hinschritten und unter uns im Gerstenfelde einen Mann bemerkten, der langsam gegen uns herauf stieg und eine breite Garbe über dem Haupte trug, so daß er uns nicht ersehen konnte. Wir riefen also wieder: Tang longsch ie'l pa da tlo fin a Urteschei? worauf er laut und vernehmlich sprach: mezza ora. Diesen hatten wir also wirklich berückt und dadurch fanden wir uns reichlich belohnt für die kurze Mühe, die wir auf die Erlernung des Grödnerischen gewendet hatten; ließen uns auch nicht irre machen, als der Mann bald darauf den Steig betretend, seine Last von sich warf und uns deutsch nachrief, er wisse doch, daß wir keine Grödner seien.

Ein Jahr lang hatte ich den Spruch im Kopfe behalten, und als ich zum zweitenmale über Castelrutt ins Grödnerthal ging und beim Weiler Rungaditsch vorüber kam, fiel er mir wieder ein. Damals sah ich im Vorbeigehen einen Knecht hinten im Heustadel stehen und rief zu deutsch: Wie weit noch nach St. Ulrich? Der Knecht in seinem grödnerischen Hochmuth aber that, als verstände er nichts und arbeitete lautlos fort. Dadurch empfindlich sann ich auf Rache und nach ein paar Schritten, als das Stadelthor mich verdeckte, rief ich laut: Tang longsch ie'l pa da tlo fin a Urteschei? worauf der Knecht wie ein angeschossener Keuler herausstürzte, weil er's für Teufelsspuk hielt, daß der fremde Pilger, der so eben vorüber gezogen, in der Zunge von Gröden rede. Als er mich nun aber voll stummen Erstaunens betrachtete, sagte ich: „Gehe nur wieder hinein, o Knecht, und da du deutsch verstehst, so warte künftig nicht mehr, bis dich die Fremden in der Sprache von Gröden anreden, welche im gelehrten Deutschland niemand erlernen kann, weil alle literarischen Hülfs-

mittel, insbesondere Grammatik und Wörterbücher vollkommen fehlen." — Da der Knecht aus dieser Rede nicht klug werden konnte, so zog er sich, ohne ein Wort zu sagen, gedemüthigt in seinen Heustadel zurück.

O du liebes Thal von Gröden, was sahst du so freundlich aus im Abendsonnenstrahl! Weiße kleine Häuschen mit goldenen Fensterchen und weiße große Häuser mit goldenen Fenstern hockten so heimlich auf den grünen Halden herum und zwischen den Wiesen reiften wieder goldene Kornfelder. Und zwischen Wiesen und Kornfeldern rauschte der Bach, und über dem Bach, über Häusern, Wiesen und Kornfeldern dunkelte der Wald und über der Anmuth des Thales dräuten, obwohl jetzt rosenfarb angeschienen, die geisterfarben gespenstischen Schrofen, die ja einmal insgesammt vor langen Tagen glühend aus der Erde gefahren sein sollen. Jetzt sind sie zwar schon seit geraumer Zeit wieder abgekühlt und es verbrennt sich keiner mehr den Finger daran, aber noch stehen sie da wie dazumal und züngeln titanisch keck gegen den Himmel und strecken ihre erstarrten Nadeln hochmüthig in den Aether.

Nunmehr zogen wir durch eine tiefe Schlucht hinab ins große Dorf der Schnitzler, an dessen ersten Häusern uns ein alter, blinder Bettler auf spanisch um eine Gabe ansprach. Während wir uns darüber verwunderten, begann er englisch zu reden; als wir ihm in diese Sprache folgten, flüchtete er sich ins Französische und aus der Langued'oui ins Italienische und zuletzt sprach er holländisch und deutsch. Das hatte er alles auf den Fahrten gelernt, die er in bessern Jahren als Kriegsmann gethan haben wollte. Nicht alle Grödner werden reich in der Fremde und der arme Mann scheint's nie gewesen zu sein. Jetzt einmal saß er gerade gegenüber einem hohen Hause, das ein anderer Grödner erbaut hat, der vor mehreren Jahren mit Hundert-

tausenden von Thalern aus Valencia, aus demselben Lande zurückgekehrt ist, in dessen Mundart der arme Lazarus am Wege von den Fremden Almosen heischt.

In St. Ulrich (3800 Fuß) war am Matthäustage, dem 21. September 1843, großer Markt und im Wirthshause zum Rössel waren alle Bänke voll zechender Grödner, welche viele schweinene Rippchen und geräucherte Schnitzeln aus der Küche an sich zogen und überhaupt viel aufgehen ließen, was den jungen Wirthsleuten schöne Hoffnung für die Zukunft zu geben schien.

Die jungen Wirthsleute bestanden aus einem Grödner und einer Klausnerin, worunter man jedoch nicht etwa eine Einsiedlerin, sondern eine Tochter der kleinen Stadt Klausen, welche draußen am Eisack liegt, verstehen wolle. Er war ein hübscher junger Mann, der aber seine Wanderjahre zumeist in Italien verlebt hatte und nur gebrochen deutsch sprach, sie war eine schöne Frau, die aber kein grödnerisch verstand, auch nicht italienisch. Daher mußte auch ihr Gatte alles deutsch mit ihr verhandeln. Es mag eine wehmüthige Empfindung sein für einen liebenden Ehewirth, wenn er alle die süßen Gefühle der Flitterwochen der jungen Gattin nur radebrechend mittheilen kann, so daß sie immer doppelt lächeln muß, einmal selig über den Ausdruck seines liebenden Herzens und zugleich auch ironisch über die jämmerlichen Schnitzer, die in seinen Ergießungen mit herumschwimmen. Die Anwesenden waren übrigens sämmtlich in Feiertagskleidern. Die Tracht der Männer ist nahezu städtisch; die der Mädchen wenig unterschieden von der am Lande; nur in der Fatzelhaube liegt ein Merkzeichen, denn draußen sieht sie einem Zuckerhute ähnlich, hier aber einer langgezogenen Birne. Sie ist dunkelblau und oben darauf liebäugelt ein hellblauseidenes Schleifchen. Alles sprach grödnerisch, wie sich von selbst versteht, bis auf ein

paar fremde Viehhändler, die zum Markte hereingekommen waren.

Die ersten verlässigen Nachrichten über die Beschaffenheit dieses Bergländchens und seiner Einwohner gab J. Steiner, der Pfleger zu Castelrutt, im zweiten Bande des Sammlers für Geschichte und Statistik von Tirol, der 1807 zu Innsbruck erschien. Diese Mittheilungen sind die Quelle für alle anderen geworden, die seitdem über das Grödnerthal geschrieben haben, und nach diesem Herkommen erlauben auch wir uns, daraus zu nehmen, was für unsern Zweck ersprießlich scheint.

Der Urheber der Bildschnitzerei in Gröden „und so der größte Wohlthäter seines vaterländischen Thales," Johann de Metz, wurde zu Schuaut bei St. Ulrich geboren. Im Jahre 1703 fing er an, Bilderrahmen zu schnitzen, und da er mit dem Verdienst zufrieden, richtete er auch seine Söhne und andere junge Leute dazu ab. Die ersten Erzeugnisse dieses Kunstbetriebs waren einfache, halbovale Stäbe, wie sie noch an alten Kupferstichen zu gewahren sind. Allmählich wurden sie etwas verfeinert und nach dem Geschmack der Zeit mit Laub und Muscheln geziert. Später begann man auch Figuren zu Weihnachtskrippen, Crucifixe, Heiligenbilder und allerlei Spielzeug für Kinder zu schnitzen.

Nunmehr kam es aber darauf an, den Absatz zu sichern. Einige Leute rüsteten sich und gingen mit der Krachse nach Italien, andere zogen nach Spanien und es gelang so gut, daß fast alle diese armen Händler reiche Kaufherren wurden. Und als sie so weit waren, schien es ihnen Verzagtheit, mit ihren Puppen und Hanswursten innerhalb der Säulen des Hercules stehen zu bleiben. In den siebenziger Jahren des letzten Jahrhunderts ließ sich Peter Wellponer in Mexico nieder und später begaben sich andere Grödner sogar nach Neu-York und Philadelphia.

Aber die Schnitzwaarenhändler hatten nach und nach ersehen, daß sich auch in andern Artikeln durch Fleiß und Betriebsamkeit viel gewinnen lasse, und so handelten sie denn bald in allem, was etwas einzubringen versprach. Anfangs hatte dieser erweiterte Verkehr wenig Einfluß auf ihre Verhältnisse zur Heimath, denn die wandernden Hausirer hielten noch lange für gut, von Zeit zu Zeit ins Thal zurückzukehren, und wenn sie im Alter von ihren Land- und Meerfahrten auszuruhen gedachten, so setzten sie sich an den häuslichen Herd von Gherdeina und kauften dort kleine Landgüter, die wegen der großen Nachfrage auf ungeheure Preise stiegen. Aber je mehr sich die Geschäfte ausbreiteten, desto hinderlicher zeigte sich diese Gewohnheit, und so kam es, daß sich immer mehrere im Auslande niederließen. So entstanden schon im fünften Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts seßhafte Grödner Handlungen zu Pavia, zu Ancona, zu Perugia, zu Neapel und zu Lissabon, deren Häupter nur zuweilen noch in Gröden erschienen, etwa auch aus Eitelkeit, um den Nachbarn zu zeigen, was für große Herren sie geworden. Die Anzahl dieser auswärtigen Firmen stieg aber in dem Maße, daß Pfleger Steiner deren über einhundertundfünfzig zählte, die sich in Deutschland, in Frankreich, in den Niederlanden, in Italien, Spanien, Portugal und in Amerika aufgethan hatten. Diese Grödner Handlungen übten nun überall den löblichen Gebrauch, nur junge Leute aus der Heimath zu Gehülfen zu verwenden, die dann wieder auf eigene Rechnung sich aufthaten und abermals etliche Jünglinge von Gardena sich verschrieben. Ueberdieß galt auch die Sitte, daß ein Grödner, wo er sei, diesseits oder jenseits des Oceans, nur eine Grödnerin heirathen dürfe, und in Anbetracht dieser Umstände äußert denn Steiner die Vermuthung, daß zu seiner Zeit die Anzahl der im Heimathlande lebenden Grödner nur ein

Drittel des gesammten, aus dem Thale stammenden Volkes betrage.

Was nun die Gegenwart betrifft, so sind die Verhältnisse erheblich umgestaltet und die grödnerische Propaganda ist ganz verkommen. Der Verschleiß der Schnitzerei liegt jetzt nämlich in den Händen der wenigen Verleger, die alle handelsmäßige Vermittlung mit den auswärtigen Kunden besorgen, während die übrigen zu Hause bleiben. Diese Verleger sind wohlhabende Leute und gehen mit der Zeit voran; sie haben tüchtige Schulbildung genossen und verschiedene Sprachen gelernt, stehen daher ihren Geschäften mit aller Weisheit vor und bestreben sich, sie so schwunghaft als möglich zu betreiben. Allerdings sind dadurch die ehemals freien Schnitzer zu unfreien Fabrikarbeitern heruntergesunken und ganz und gar in die Macht ihrer Brodherren verfallen. Der allgemeine Wohlstand ist daher sehr herabgekommen, da Schnitzeln so wenig als das nebenher geübte Spitzenklöppeln mehr zu Vermögen hilft und das Grundeigenthum wegen zu großer Bevölkerung ungemein zerstückelt ist. Die Grödner fühlen das auch sehr wohl und wünschen die alten Zeiten zurück, wo der Jüngling noch auf eigene Faust nach Spanien und Italien wanderte und im Alter als reicher Mercatante in die Heimath zurückkam, um den Rest der Tage in ruhigem Wohlleben auszuschlürfen.

Diese Erscheinung ist jetzt sehr selten geworden; die auswärtigen Grödner Herren, zumal jene, die schon in der Fremde geboren sind, haben, wie die Lechthaler, ihr einsames Thal schon lang vergessen. Als Ausnahme gilt es daher, daß vor mehreren Jahren jener unbekannte Mann in seinen Fünfzigen aus Spanien kam, sich durch die Sprache als Grödner auswies und ein großes Haus erbaute. Er heirathete schnurstracks ein schönes Grödner

Mädchen, zeugte in aller Eile noch zehn Kinder und lebt jetzt als angesehener Familienvater zu Urteschei.

Eine Gefahr, die der Schnitzerei von Gröden täglich näher tritt, ist die Abnahme des brauchbaren Werkholzes. Als solches wurde ehedem ausschließlich die Zirbelkiefer, Pinus cembra, verwendet, die da in großen Schlägen aufwuchs. Allmählich haben aber die fleißigen Hände ganze Wälder weggeschnitzt und erst als es zu spät war, überzeugte man sich, daß in der Gestalt dieser kleinen Pudel und Pferde, der zierlichen Puppen und Hanswurste die bedeutendsten Forste ins Ausland gewandert waren. Jetzt ist große Noth an Holz und die jungen Waldungen, die man zur Abhülfe des Mangels wieder künstlich angepflanzt, können nicht recht gedeihen, weil ihnen die Weidegerechtigkeiten immer hindernd im Wege stehen, würden auch bei dem langsamen Wuchs des Baumes erst im nächsten Jahrhundert ausgiebig zu benützen sein. Für manche Gattung von Schnitzwerk hat man daher schon angefangen, das weniger geschmeidige Fichtenholz zu bearbeiten, allein es bleiben noch immer viele Sorten, die nur aus dem feinen Zirbelholz geschnitten werden können. Dieses wird denn also mit schwerer Mühe aus dem nächstgelegenen Enneberg oder dem Villnößerthale über die Jöcher hergeholt. Schon Steiner ahnte die kommende Gefahr und rieth durch Cultur und Schonung des Zirbelbaumes bei Zeiten vorzukehren, aber seine Warnungen sind unbeachtet geblieben.

Dieses Schnitzeln also beschäftigt in Gröden Mann und Weib. Außerdem hat sich das schwächere Geschlecht noch einen eigenen Verdienst erkundschaftet, nämlich das Spitzenklöppeln, welches von jungen Mädchen, von erwachsenen Frauen und von abgelebten Weibern gleichmäßig betrieben wird. Die Waare ist etwas rauher Art und schickt sich eigentlich nur für das Tiroler Landvolk. Der jährliche

Reingewinn, der sich aus dieser Industrie ergibt, wird von Steiner auf 25,000 fl. angeschlagen.

Mit den geklöppelten Spitzen und mit sonstigem kleinem Zeug, was sie sich unterwegs noch beilegen, insbesondere mit übergebliebenen Resten der Bozner Lager, die ihnen gerne zu mindern Preisen überlassen werden, ziehen nun die frommen Grödner Mädchen mutterseelenallein im Lande Tirol herum und treiben Handelschaft. Schön wie sie sind, haben sie die Männer für sich, und ihr ehrbarer Lebenswandel gewinnt ihnen auch das Zutrauen der Frauen. Dabei haben sie gerade so viel erlaubte Schlauheit, so viel liebliche Geschwätzigkeit und so viel bescheidene Aufdringlichkeit, als zu ihrer Handelschaft nöthig ist. Manche sammeln sich mit der Zeit ein kleines Vermögen und vermählen sich nach ihrer Wahl in der Heimath; andere aber erreicht der Liebesgott auf dem Wege. Ja, manche junge Grödnerin hält oft plötzlich ein junger Mann vom Weiterziehen ab, indem er ihr auf die treuen Augen hin seine Hand reicht, zärtlich bittend, sie möge von ihren Irrfahrten abstehen und lieber sein häuslich Ehebett bereiten. Daher findet man denn weit zerstreut in deutschen und wälschen Thälern die Frauen von Gröden als Wirthinnen oder Krämerinnen, fast immer in hohem Ansehen. „Sie ist eine Grödnerin," hört man oft von Stadt- und Landleuten mit einem Ausdruck sagen, als enthalte dieses Wort alles, was sich von Ehrenhaftigkeit und löblichem Wesen einer Hausfrau berichten läßt. Nicht ganz so hoch stellt der deutsche Nachbar die Männer von Gröden. Er läßt ihnen zwar die Ehre des Fleißes, der Sparsamkeit, der Anlage für Handelschaft, behauptet aber, in allem andern sei der Grödner beschränkten Verstandes, sein Ideenkreis sehr enge, sein Bildungstrieb sehr kümmerlich. Bei solchen Urtheilen dürfen uns vielleicht die Engländer einfallen,

von denen man ja auch gesagt hat, sie seien nicht geistreich, brächten aber zu allen Dingen, die sie unternehmen, gerade so viel Verstand auf, als sie dazu brauchten.

An jenem St. Matthäustage war also Markt, aber da es schon Abend geworden, so hatte der Handelsverkehr bereits aufgehört. Wir suchten daher eine berühmte Schnitzlerin auf, die in einer kleinen hölzernen Hütte nicht weit vom Marktplatze wohnt. Es ist eine Frau in mittleren Jahren, mit mehreren Kindern gesegnet, wahrscheinlich eine Wittwe, denn von ihrem Manne war nicht die Rede. Auf einem schmalen Tischchen lagen ein halbes hundert Schneid- und Stemmeisen und dazwischen zahllose Holzblöckchen, wovon die einen noch ganz unbearbeitet, die andern schon vorbereitlich zugeschnitten waren. Es überraschte uns, wie da mit wenigen Zügen schon das Naturell der künftigen Bestie angedeutet war — wie der aufwartende Pudel, der schleichende Fuchs, der kampfgierige Löwe zwar noch roh, aber doch so lebhaft sich darstellten. Auch die Auswahl war sehr groß, denn es fanden sich auf dem Tischchen fast alle weltläufigen Quadrupeden, zahme und wilde. Wir verlangten nun einen Hund geschnitzelt zu sehen, und kaum hatten wir's ausgesprochen, als sich die Frau niedersetzte, nach einem Blöckchen griff, in dem der treue Pudel schon leibte und lebte und nun ihre Messer arbeiten ließ, immer wechselnd zwischen großen und kleinen, spitzigen und runden. Dabei begleitete sie ihre Thätigkeit mit einem leisen Monologe und lispelte in unbewußter Sprachmengerei deutsch, italienisch und grödnerisch durcheinander. Nach einigen Minuten war der Pudel fertig und kostete einen Kreuzer.

Die Frau schien übrigens sehr begabt zu sein, denn sie hatte erst vor vier Jahren zu schnitzeln begonnen und war darin so weit gekommen, als irgend jemand im Thale. Und während die andern Nachbarn Jahr aus Jahr ein

das Nämliche schnitzeln, ja die meisten ihr ganzes Leben lang nur immer dieselbe Gattung von Figuren liefern, hat sie sich neue Bahnen gebrochen und schon verschiedene gute Ideen ausgeführt. So z. B. schnitzelt sie alle Tiroler Volkstrachten, wie sie jetzt noch in alterthümlicher Pracht bei Hochzeiten erscheinen, recht nett und zierlich; färbt sie auch sehr fleißig, so daß sie höchst niedlich in die Augen fallen. Die Figürchen haben guten Absatz und deßwegen sahen wir auch gerade nur drei Muster vorhanden, die Tracht von Pusterthal, von Zillerthal und von Gröden. Ich kaufte mir einen Pusterer in seiner würdigen schwarzen Hochzeitsjacke und eine Pusterin in dem faltenreichen gelben Rock und habe sie auch beide unversehrt nach Hause gebracht. Mein Brautpaar kostete mich übrigens nicht mehr als zehn Kreuzer.

Lieber wäre es der Künstlerin freilich gewesen, wenn wir einen von den beiden Kaisern gekauft hätten, die sie als ihre Meisterstücke vorzeigt, entweder den Kaiser Ferdinand oder den Kaiser Napoleon. Diese gehörten zu jener feinern Gattung von Schnitzereien, die mit fünf bis zehn Gulden bezahlt werden. Es sind ungefärbte Figuren, etwa einen halben Schuh hoch, in denen die Zeichnung zwar hie und da etwas mangelhaft ist, die Ausführung jedoch viel Fleiß und Geschick verräth. Gleichwohl hatten wir billige Zweifel, ob die Schnitzlerin der Imperatoren ihre Mühe belohnt finden werde; denn der eigentliche Habitus war weder beim einen noch beim andern getroffen. Napoleon hatte zu viel von Ferdinand und Ferdinand zu viel von Napoleon, ja eigentlich unterschieden sie sich nur durch die Uniform. Das that uns alles sehr leid, denn die Schnitzlerin glaubte in ihren Kaisern das Höchste geleistet zu haben und hoffte, sie recht theuer verkaufen zu können.

Von da gingen wir in ein anderes Schnitzlerhaus, wo

drei alte Leute, zwei Männer und ein Weib, arbeitend beisammen saßen. Das Weib, das vierundachtzig Jahre zählte, schnitzte noch rüstig und machte sehenswerthe Hunde; die beiden andern verfertigten lauter Hähne. Alle drei hatten tiefe Narben an den Händen, denn bei aller Gewandtheit fährt doch mancher Stich ins Fleisch, und einer von den Greisen hatte sich in früheren Jahren sogar einen Finger weggeschnitzt. Hier wie in andern Häusern waren ganze Körbe voll solcher Spielsachen zu sehen.

Endlich besuchten wir auch einen der Verleger, Herrn J. B. Purger, der in einem schönen Hause Wohnung und Schnitzwaarenlager hält. Hier sahen wir, was wir bisher nur in Körben gewahrt, in ganzen Gemächern nach Tausenden aufgespeichert oder auf lange Rahmen gestellt. Wir meinten, es würde wohl einige Zeit hergehen, bis dieß alles unter die Kinder dieser Welt vertheilt sei, Herr Purger aber sagte, das leere sich oft in wenigen Tagen durch ein paar Versendungen und gerade in diesem Jahre sei die Nachfrage so groß, daß aller Fleiß der Schnitzler kaum hinreiche sie zu befriedigen. In einer der Vorrathskammern standen große halbmannshohe Heiligengestalten, die für Kirchen und Kapellen geschnitzt werden. Die Taxirung dieser Figuren ist überraschend einfach. Herr Purger legt seinen Maßstab an, nimmt die Zolle ab und sagt auf der Stelle bei Groschen und Kreuzer, was der Heilige werth ist. Sie sind ziemlich wohlfeil — um etliche Kronenthaler kann man schon einen recht anständigen Schutzpatron mit nach Hause tragen. Zu bemerken ist übrigens, daß sie unbemalt sind und die Kosten für die nachgängige Malerei und Vergoldung übertreffen die der Schnitzarbeit ums Doppelte und Dreifache.

Zuletzt zeigte man uns eine Sammlung von feinen Figuren, wie die beiden Kaiser bei der Schnitzlerin waren,

von jenen künstlichen Arbeiten, die gleichsam die Cabinetsstücke der Grödner Schnitzlerei ausmachen. Die einfachen Thalleute speculiren dabei auf die Sympathien aller Nationen. Für den Landsmann gibt's einen Kaiser Ferdinand und Kaiser Franz, für die Engländer eine Königin Victoria, für die Franzosen einen Napoleon und Herzog von Reichstadt; den Preußen wird ein alter Fritz geboten und den engern Freunden des Tirolervolks ein Andreas Hofer. Auch Pfeifenstopfer und Nadelbüchsen werden gefertigt, auf deren Kuppe sich eine liebliche Sennerin oder ein herzhafter Gemsenjäger oder sonst eine hübsche Figur zeigt. Die hochbüstige Königin von England mit Talar, Krone und Scepter, gerade wie ich sie das Jahr zuvor bei Herrn Lang in Ammergau gesehen, brachte mich zu der Frage, wie diese Uebereinstimmung zu erklären sei, worauf mir der Verleger sagte, die Leute von Ammergau hätten in der Erfindung etwas voraus und das, was sie neu an den Tag gefördert, werde jeweils beschickt, um hier nachgeschnitzt zu werden.

Die Sprache der Grödner hat schon zu mancher seltsamen Hypothese Veranlassung gegeben. Zuerst verhandelte Hormayr in der Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol etwas ausführlicher über dieses Idiom und lieferte damals auch ein Vocabular, das aber sehr unkritisch abgefaßt ist. Er meint, jene Sprache sei weder dem Deutschen, noch dem Italienischen ähnlich, während doch die Verwandtschaft mit letzterem beim ersten Blick in die Augen springt. Anziehend ist nebenbei die Nachricht, daß der Rechtsgelehrte Bartolomei aus Pergine ein Verzeichniß grödnerischer Wörter der berühmten etruskischen Akademie zu Cortona mitgetheilt und diese in der Sprache von Gherdeina die alttuskische und sogar assyrische, hebräische und, was sehr begreiflich sei, griechische Stammsylben zu finden geglaubt habe.

Säuberlicher ist Pfleger Steiner mit dieser Sprache umgegangen. Er konnte zwar die nahe Verwandtschaft mit dem Italienischen nicht verkennen, doch gelang es ihm auch nicht, sich jener Hypothesen zu enthalten, die damals umliefen. „Warum, sagt er, sollten wir nicht das Völkchen der Grödner für Abkömmlinge und Ueberbleibsel des alten Volkes der Rhätier und ihre Sprache für einen freilich nicht unverdorbenen Dialekt der rhätischen Sprache halten? In dem von jeder Heerstraße abgelegenen Gröden konnte sie sich um so leichter erhalten, als dieß Thal wahrscheinlich noch nie von fremden Kriegsvölkern überzogen worden ist."

Dasselbe was J. Steiner, der Pfleger von Castelrutt, für die Sprache seiner ladinischen Gerichtsholden gethan, unternahm später J. Th. Haller, der gewesene Landrichter zu St. Vigil, für das Idiom der Enneberger. Seine lehrreiche, obgleich ohne linguistische Einsicht geschriebene Arbeit findet sich in den Beiträgen zur Geschichte u. s. w. von Tirol und Vorarlberg. Der Landrichter von Enneberg verfolgt die Bahn des Pflegers von Castelrutt; auch er glaubt, daß die Enneberger und Grödner sich einer Sprache rühmen können, die im Wesentlichen die Sprache ihrer Urväter, der alten Rhätier tusko-tyrrhenischen Stammes, sein und im Alterthum vor allen Sprachen lateinischen Ursprungs den Vorzug gehabt haben dürfte. [1]

Je mehr sich nun in den letzten Decennien die deutschen Philologen, welche die Urgeschichte Italiens bearbeiteten, mit den etruskischen Räthseln beschäftigten, desto gespannter wurde ihre Aufmerksamkeit auf diese Alpensprachen, die man als die Töchter, daher wohl als die Schlüssel zu der

[1] Uebrigens ging der Wahn, die alte Sprache der Tusker lebe noch im rhätischen Hochgebirge, von Graubünden aus. (S. Herbsttage in Tirol S. 115.)

mit sieben Schlössern verriegelten Sprache des alten Etruriens zu betrachten gewohnt war. Niebuhr ging daher, als er seine römische Geschichte schrieb, nicht achtlos an dem Ladin von Gröden vorüber, aber er bestärkte nur die alte Ansicht. Später nahm auch Ottfried Müller mit großer Erwartung Hormayrs Geschichte Tirols zur Hand, allein die Sprache der Grödner, die er daraus kennen lernte, schien ihm nicht so fast tuskisch, als vielmehr ein französischer Jargon zu sein. So blieb ihm nur die Hoffnung, daß in irgend einem Thale Graubündens oder Tirols noch ein Rest der alten rhätischen Sprache und in ihm das Werkzeug zur Entzifferung tuskischer Schriftdenkmäler entdeckt werden möge. Diese Hoffnung ist aber sicherlich vernichtet; denn wenn sich auch eine kleine Anzahl jetzt noch unbestimmbarer Wörter in dem Vorrath der ladinischen Mundarten findet, so glauben wir doch nicht, daß sich diese vielleicht rhätischen Wasseräderchen zu einer Quelle vereinigen werden, die ein ausgiebiges Schöpfen zuließe.

Weil sich die Thäler von Gröden und Enneberg gegen das deutsche Sprachgebiet hin öffnen, so meinten schon manche ihren Romanismus auf eine besonders feine und künstliche Art erklären zu müssen. Sie behaupteten daher, die Urväter der Ladiner seien Flüchtlinge aus den römischen Mansionen am Eisack und im Pusterthale gewesen, die sich bei der Völkerwanderung in diese Berge gerettet, oder sie stammten von militärischen Colonien her, welche die Römer zur Verbindung jener festen Plätze in diese Thäler geführt. Die eine dieser Hypothesen ist aber so unnöthig wie die andere. Als nämlich die Römer Rhätien unterjocht hatten, ließen sie sich in dem eroberten Gebirgslande in eben dem Maße nieder, wie in andern besiegten Ländern, und in wenig Jahrhunderten war ihre Sprache, wie in Spanien und Gallien, zur allgemeinen erhoben. Als die Deutschen

in das Land drangen, setzten sie sich zunächst nur in der Thalsohle, an den Straßen fest, die ihre Verbindung mit Italien sichern mußten, und an diesen Heerwegen war es zuverlässig, wo auch zuerst die deutsche Sprache Wurzel faßte. Was nicht auf diesem ihrem Zuge lag, widerstand der Germanisirung gewiß noch lange Zeit, und es sind vielleicht noch keine fünfhundert Jahre, daß in Stubai, auf den Höhen des Wippthals und an jenen, die dem Eisack entlang nach Bozen zu laufen, romanisch gesprochen wurde. Auf den Halden von Gufidaun, im Thale von Lüsen und Villnöß und an der Mündung des Grödnerbaches bis hinab nach Vels geschah dieß sicherlich noch später. Wenn nun zu einer gewissen Zeit in allen Theilen des dicht bevölkerten Rhätiens romanisch gesprochen wurde, so haben sich die Thäler von Gröden und Enneberg, die jetzt allerdings als die äußersten Vorposten wälscher Zunge erscheinen, in jenen Jahrhunderten nicht am Rande, sondern mitten im Herzen des romanischen Sprachgebiets befunden. Demnach waren sie also auch zu besagter Zeit in durchaus gleichen Verhältnissen mit der übrigen rhätischen Bevölkerung, standen den Römern gerade so ferne oder so nahe, als diese, und deßwegen erscheinen denn auch alle Voraussetzungen, die sie in eine engere ausnahmsweise Beziehung zum ehemals herrschenden Volke bringen wollen, als grundlos.

Die Grödner und die Enneberger sind also wie die Romanschen in Graubünden Abkömmlinge der alten Rhätier, welche zu ihrer Zeit lateinisch gelernt und diese Sprache zu weiterer Verarbeitung ihren Enkeln hinterlassen haben. Daß diese damit nicht gerade ganz aufs Italienische hinausgekommen sind, ist auch nicht schwer zu erklären. Beide Thäler sind nämlich von den angrenzenden italienischen Landschaften durch hohe Jöcher geschieden, und da diese immer wälschen Herren gehorchten, so standen jene, welche

deutschen Dynasten untergeben waren, auch in keiner politischen Verbindung mit Italien.

Manche Erscheinungen, welche Ottfried Müller veranlaßten, von einem französischen Jargon zu sprechen, kommen in den oberitalienischen Dialekten ebenfalls vor und sind überhaupt der ganzen Familie der nordromanischen Idiome eigen. Daß viele deutsche Wörter aufgenommen worden, wie denn das Wort für die Hauptbeschäftigung des Grödners selbst ein deutsches ist, nämlich snizlè, erklärt sich aus der Nachbarschaft.

Wie ihre Sprache nun aber auch klingen mag, die Grödner lieben sie sehr innig. Es ist übrigens nicht allein Gewohnheit, was sie ihnen werth macht, sondern auch die lebendige Ueberzeugung, daß sie in ihr ein großes Gut besitzen. Wir haben oben erzählt, daß der Zug der Grödner, als sie zu wandern begannen, anfangs in romanische Länder ging, nach Italien und Spanien. In diesen Ländern war es, wo die rührigen Aelpler zuerst gewahrten, welch vorzügliches Idiom ihnen das Heimathsthal mit auf die Reise gegeben. In wenigen Wochen waren sie im Stande zu Neapel und zu Cadix sich verständlich zu machen und andre zu verstehen. Deßwegen sind sie auch fast etwas stolz auf ihr Krautwälsch und wollen überhaupt zu Hause kaum eine andre Sprache aufkommen lassen; so daß deutschen Frauen, welche ausnahmsweise in das Thal hinein heirathen, am Ende nichts anders übrig bleibt, als sie mit Geduld und Ausdauer zu erlernen. Es gibt sogar Beispiele, daß Eltern, die aus Gröden stammen, aber längst im Ausland angesessen sind, ihre Kinder zunächst in der Grödnersprache erziehen, so daß diese sie geläufig sprechen, ohne je das Thal gesehen zu haben. Uebrigens findet auch die deutsche Sprache gebührende Würdigung. Die Kinder werden gewöhnlich auf ein paar Jahre zum Schulbesuche

nach Klausen oder Bozen geschickt, die erwachsenen Jungen und Mädchen aber, die bis dahin säumig gewesen, dingen sich bei deutschen Bauern ein, um ihnen ihr bestes Tirolisch abzulernen. Rechnet man nun die Nähe des deutschen Gebietes und den vielfältigen Verkehr mit demselben hinzu, so ist es leicht erklärlich, daß unsere Sprache in dem Thale allenthalben verbreitet ist, daß sie besser oder schlechter fast jedermann zu sprechen weiß. Allerdings machen sich die Grödner im Italienischen bälder heimisch als im Deutschen, und daher ist es ihnen auch in der Regel geläufiger, als dieses.

Auf seltsame Weise wird in diesen Thälern der Schulunterricht betrieben. Die Kinder lernen lesen und schreiben, aber nicht ladinisch, welches ja keine Schriftsprache, sondern deutsch und italienisch. Sie werden so weit gebracht, um Texte in diesen beiden Sprachen herunterlesen und nach Angabe schreiben zu können, wissen aber nicht, was das bedeutet. Die Lehrer trachten zwar, ihnen so viel als möglich von dem Verständniß beizubringen, aber wie sie selbst gestehen, hat dieß nur im Italienischen einigen Erfolg. Am meisten Sorgfalt wird billigerweise auf Verdeutlichung des Katechismus gewendet, dessen Sprache italienisch ist. Wenn nun die Jungen und die Mädchen später in deutsches Gebiet oder nach Italien wandern, so beginnen sie erst einzusehen, warum sie so lange Jahre in der Schule gesessen. Jetzt lernen sie allmählich die Bedeutung der mannichfachen Phrasen kennen, die ihnen aus beiden Sprachen noch im Kopfe geblieben und allmählich kommen sie auch darauf, was die schönen Geschichten alle sagen wollten, die sie in den Tagen der Kindheit stundenlang herunter lesen mußten.

In den Kirchen wird zumeist italienisch gepredigt; nur zuweilen auch deutsch. In neuerer Zeit finden sich einzelne Geistliche, welche sich bemühen, das Italienische der größern

Verständlichkeit wegen zum Grödnerischen herabzuziehen oder dieses zu jenem hinaufzuheben und so predigen sie denn in einem italianisirten Gardena. Als Seelsorger werden keine deutschen Priester hier verwendet, und auch reine Italiener sind nicht ganz passend. Dagegen erscheinen die geistlichen Herren von Enneberg vollkommen tauglich und auch die von Buchenstein und Fassa, wo ein Dialekt gesprochen wird, der den Uebergang aus dem Ladinischen ins Italienische bildet, können sich in kurzer Zeit ganz heimisch machen. Diese vier Landschaften, Gröden, Enneberg, Buchenstein und Fassa bilden daher eine abgeschlossene geistliche Sprachprovinz, welche ihre Seelsorger ausschließlich nur aus ihren Landsleuten erhält.

Bemerken wir schließlich, daß jetzt die meisten Grödner Familien nicht deutsche, aber germanisirte Geschlechtsnamen führen. Ursprünglich pflegte man sich mittelst der Präposition de nach den angestammten Höfen zu nennen und daher das adelige Aussehen dieser Namen. Und doch ist jener Johann de Metz, gesegneten Andenkens, der die Bildschnitzerei in Gröden eingeführt, eigentlich nur ein Bauer vom Metzer oder Mitter Hof gewesen, ohne alle Ansprüche auf Adel und Ritterschaft. In neuerer Zeit hat man dieß vornehme de fast durchgängig aufgegeben, dafür hinten an den Namen ein deutsches er gesetzt und auch sonst noch einige Veränderungen angebracht, die dem deutschen Nachbar die Aussprache mundgerechter machen können. So sind die de Pecei (vom Tannenwald, peceto) jetzt Pitscheider, Petscheider, Patscheider oder Bettscheider geworden, die de Larcenei (vom Lärchenwald) Lartschneider, die de Sotruf (unter dem Bach) Sotriffer, die de Val bona (vom guten Thal) Wellponer, die al Doß (auf dem Bühel) Aldosser, die de Costa (von der Leiten) Kostner, die de Colle (vom Hügel) Koller u. s. w.

In Enneberg ist es so ziemlich derselbe Fall, doch machen sich die Leute daselbst auch wenig Bedenken, einen doppelten Namen zu führen, und mancher der in seinem Heimathsort da Saß oder da Punt genannt wird, ist in den Acten des k. k. Landgerichts zu St. Vigil nur als Steiner oder Brucker bekannt.

Indessen sind wir auch wieder zur Wanderschaft bereit. Klausnerin und Grödner, die jungen Eheleute, machen, wie es Anfängern ziemt, bei all der guten Bedienung billige Zeche. Demnach auch wohlgewogener Abschied und auf die Bitte ein andermal, wenn man des Weges sei, wieder einzusprechen, die huldvollste Bejahung. Nach diesem greift man zum Stocke, schüttelt jede Hand, die dargeboten wird und begibt sich auf den Weg ins Thal hinein, über das Joch nach Kolfuschg, welcher in die Abtei und nach Enneberg führt.

Schöner, kühler Sommermorgen, thauige Matten, freundliche Lichter in der wechselnden Thalsohle! Im nächsten Dorf, kaum eine Stunde weit, wird wieder zugesprochen, um wenigstens eine flüchtige Bekanntschaft mit den Leuten von St. Christina zu machen. Im Wirthshause finden sich ein paar gesprächige Trinker, die wir aber nicht verstehen, und dann wieder eine Erscheinung wie zu Pufels auf der Höhe, nämlich die Bäckertochter von Urteschei, ein gar schönes Mädchen, hoh und hehr gewachsen, mit den lieblichen Wangen von Gröden, reinlich und schmuck in dunkle Farben gekleidet. Die Jungfrau sah so gebildet und vornehm aus, als wenn sie nicht nur italienisch, sondern auch französisch sprechen könnte, trug aber einen Korb voll Brod auf dem Rücken und gebärdete sich so unschuldig und so einfach, als wenn ihr noch niemand zu wissen gethan hätte, daß sie eine grödnerische Schönheit sei. Wir richteten einige Fragen an das Mädchen, und darauf gab

sie uns bescheiden und artig deutsche Antwort. Dann, nachdem die Wirthin mit dem Gelde für die Semmeln hereingekommen war und es ihr in die Hand gegeben hatte, zählte sie es nach, schob es ein und ging mit ihrem Tragkorb wieder um ein Haus weiter. Soll nach Aussage der Wirthin ein vorzügliches Mädchen sein, brav, sittlich, gottesfürchtig und was sich sonst noch alles von einer Jungfrau rühmen läßt.

Von St. Christina gelangt man bald zum Schlosse Fischburg, das auf den hohen Matten des Thales liegt. Dasselbe hat ein sehr friedliches Aussehen und gleicht eher einem weitläufigen Maierhofe, als einer jener trotzigen Vesten an der Etsch. Freilich wurde es auch erst um 1620 erbaut. Es ist durch Schenkung des Grafen Leopold zu Wolkenstein Eigenthum der Gemeinden St. Christina und St. Maria geworden, dient deren armen Mitgliedern als unentgeltliche Wohnung, steht aber dem gänzlichen Verfall sehr nahe. Weiter drinnen liegt noch ein Dörflein, das eben genannte St. Maria, und links von diesem geht ein Thälchen ein zwischen himmelstürmenden Dolomiten. Darin sind an der schroffen Wand des hohen Stabiakopfes die angeklebten Trümmer der Burg Wolkenstein zu sehen, die ehemals nur durch eine aus dem Felsen gehauene Treppe zugänglich war. Hier in dem wilden verlornen Winkel, in dem unzugänglichen Horst steht die Burg, deren Namen so viele wackere Ritter und Herren trugen und in deutschen wie wälschen Landen bekannt machten. In ältesten Zeiten gehörte die Veste den edlen Maulrappen und von diesen ging sie im dreizehnten Jahrhundert an die Herren von Villanders über. Konrad von Villanders, Burggraf zu Seben, nannte sich 1325 zuerst von Wolkenstein. Unter dieser Benennung blüht das Geschlecht noch jetzo in zwei reich entfalteten Zweigen. In den Tagen Herzog Friedrichs

mit der leeren Tasche hielt sich Oswald von Wolkenstein öfter selbstverbannt in dieser seiner Veste, um den Lauf der Zeiten abzuwarten. Oswald von Wolkenstein war überhaupt ein halber Grödner, denn auf der nahen Trostburg geboren, verlebte er einen guten Theil seiner Knabenjahre unter den Bauern von Gherdeina. Auf seinen Ritterfahrten nach Italien, in die Provence, nach Spanien und Portugal fand er, wie es den spätern Schnitzlern ging, daß alles, was in jenen Ländern geredet werde, nichts anders sei, als ein verschieden ausgetragenes Grödnerisch. Mit dieser Sprache kam er auch in Aragonien recht gut durch und die schöne Königin scheint er gar wohl verstanden zu haben, als sie ihm mit Händlein weiß ein Ringlein in den Bart band und dazu die Worte sprach: Non may plus disligades.[1] Seine Ritterzüge lassen sich wie ein Vorbild ansehen, das er den Grödnern für ihre Schnitzlerfahrten aufstellte, und wenn nicht drei volle Jahrhunderte verronnen wären von der Zeit, wo er aus den wälschen Landen zurückkam, bis zu den Tagen, wo die ersten Bilderkrämer aus seinem Thale dahin gingen, so könnte man sagen, an ihn knüpfe sich die Ueberlieferung, wie gebahnte Wege der Eingeborne von Gardena dort allenthalben finde.

Der Langkofel (Sass lung 9751 Fuß) ist ein schrecklicher Fels, der eine ungeheure Dolomitenzunge gen Himmel

[1] Non may plus disligades, zu deutsch: Bindet es nicht mehr los! Der Anfang des Gedichtes lautet:

Ain künigin von Arragon was schon und zart,
dafür ich kniet, zu willen raicht ich ir den bart,
mit hendlein weis band sie darein ain ringlin zart,
lieplich und sprach: non may plus disligades!
Von iren handen ward ich in die oren mein
gestochen durch mit ainem messin nädelein,
nach ir gewonheit floß sie mir zwen ring darein,
die trug ich lang und nennt man sie: raicades.

streckt. An seinen Wänden hängt kein Grashalm, viel weniger könnte da eine Gemse klettern. Auf dem Haupte trägt er eine weiße Decke. So unerklimmbar er von dieser Seite dasteht, so ist ihm doch von hinten beizukommen und man findet mehr als einen Grödner, der von dort oben herunter in sein liebes Thal geschaut haben will. Bis jetzt hatten wir ihn vor uns gesehen, aber nunmehr trat er zur Seite, denn wir wanderten das Grödner Joch hinauf, jäh und steil eine lange Zeit, bis es oben in hügeligen Wiesen endet. Eine verlassene Sennhütte stand am Wege und in ihrer Nähe etliche junge Zirbelbäume.

Nicht weit von der Sennhütte war auch die Wasserscheide, wo die Bächlein sich sondern und die einen gegen Abend rinnen ins Thal von Gröden und die andern gegen Morgen in die Abtei. Da sah ich noch einmal in die Alpenlandschaft hinunter, aus der ich heraufgestiegen war, in das bilderreiche Thal von Gardena. Was für eine stille Kraft, dachte ich, wohnt in dem alten rhätoromanischen Volke, das aus seinen Bäumen Millionen herausschnitzelte und seinen Namen bis in die neue Welt trug! Und doch, wie bescheiden und einfach, wie gutmüthig und menschenfreundlich sind diese Aelpler geblieben! Und während ich dieß so in Gedanken hin und her drehte, entfuhren mir wieder die unvergeßlichen Worte: Tang longsch ie'l pa da tlo fin a Urteschei.

Wer sich nun auf die andere Seite dreht, der ist auch nach dem Schlern und dem Langkofel noch überrascht, wenn er über das Thal der Abtei hinaus die gezackten Firsten des Kreuzkofels gewahrt, der an ungethümer Zerrissenheit mit allen seinen Nachbarn wetteifert. Auch auf seinen Spitzen lag ein weißer Mantel; an seinen steilen Wänden hatten sich einzelne Schneefäden angehängt. Unten im grünen Thale aber standen zwischen breiten Gerstenfeldern

Kolfuschg und Corvara, zwei niedliche Dörfer, doppelt freundlich anzusehen in der fürchterlichen Bergwildniß.

Im Jahre 1868 gegen Ende Septembers bin ich auch wieder einmal ins Grödnerthal gekommen. Man braucht jetzt nicht mehr über Castelrutt oder Laien auf heißen Pfaden hineinzuklettern, vielmehr steht jeden Abend zu Waidbruck an der Eisenbahn eine Postkalesche, in welcher man „ganz eben" d. h. immer sachte ansteigend nach St. Ulrich fährt. Es ist nämlich, zunächst auf Betrieb des Herrn J. B. Purger, Bürgermeisters und Spielwaarenhändlers, eine Straße durch die Schlucht des Grödner Baches getrieben und zum Theil gesprengt worden, welche in leichten drei Stunden hinein, in der Hälfte der Zeit herausführt. Sie wurde am 26. October 1856 unter großen Feierlichkeiten eröffnet. Seitdem ist auch eine gute Schrift über das Grödner Thal erschienen (Gröden, der Grödner und seine Sprache. Bozen 1864), deren ungenannter Verfasser der Herr Beneficiat Vian in St. Ulrich ist. Herr Vian eröffnet sein Werklein, bezeichnend genug, gerade mit der Beschreibung jener Feierlichkeiten, denn auch er fühlte lebhaft, daß der Tag, der das Thal der Welt erschloß, für dieses eine neue Aera begonnen habe und immer unvergeßlich bleiben werde. Das Schriftchen ist sehr belehrend und enthält eine Anzahl Aufrichtigkeiten, die wohl nicht jeder sagen möchte.

Um aber auf mich zurückzukommen, so war ich damals allein in der Kalesche und fuhr so bis zum neuen Zollhause, gleich hinter Waidbruck, wo, wie der Kutscher sagte, noch ein Herr einsitzen würde. In der That zeigte sich auch dort ein solcher und zwar ein geistlicher, welcher sofort aufstieg. Wir gaben uns bald zu erkennen — der neue Fahrgast war eben der Verfasser des erwähnten Buches, der Herr Beneficiat Vian, was mich sehr erfreute. So fuhren wir denn emsig plaudernd dahin durch den düstern Tobel neben dem stürzenden Bache und kamen allmählich nach St. Ulrich. Ich kehrte wieder im Rössel ein, wo ich die Wirthsleute, den Grödner und die Klausnerin, noch bei frischem Leben und in guter Gesundheit traf, umgeben von fünf blühenden Kindern, vier Mädchen und einem Knaben. Sie meinten sich

noch an mich zu erinnern und ich meinerseits brauchte nur in mein Buch zu schauen (welches ich freilich nicht bei mir hatte), um mir auch ihr Gedächtniß wieder aufzufrischen. Der Empfang war daher sehr warm, aber die Stube war sehr kalt, was ich unter solchen Umständen auch schon anderswo zu rügen wagte.

Bis das Essen aufgetragen wurde, nahm ich das Fremdenbuch zur Hand, das einen reichlichen Besuch ausweist. Zumal Engländer sind in großer Zahl eingeschrieben. Sie rühmen vielfach das aufmerksame und artige Wesen des Herrn Lordschneider und seiner Familie. Der Rösselwirth schreibt sich nämlich Lordschneider, ein Name, der aber nicht von Lord und schneiden, sondern, wie das oben angeführte Lartschneider, von laricinetum, larcenei, abzuleiten und mit Lärcher zu verdeutschen ist. Den Weitpreis unter den Gästen schien mir ein Herr Siegewart Wallach, Kaufmann aus Melbourne in Australien, ansprechen zu dürfen.

Andern Morgens besuchte ich den Herrn Purger, den Verleger, den ich auch schon Anno dreiundvierzig kennen gelernt. Dieser verdienstvolle Mann ist jetzt ein munterer Sechziger. Sein Vater ist von dem nahen St. Peter eingewandert, er selbst aber schon in St. Ulrich geboren. Er führte mich in seinem großen und schönen Hause herum, durch alle drei Stockwerke bis unter den Speicher und wies mir seine unermeßlichen Vorräthe. Die Grödner haben die feinere Schnitzkunst jetzt so ziemlich aufgegeben und arbeiten hauptsächlich in ordinärer Waare für den vierten Stand. Doch sind alle Lager voll und das Geschäft gibt den Verlegern noch immer ein angenehmes Erträgniß. Dagegen ist das ehemals geübte Spitzenklöppeln fast gänzlich eingegangen. (Spitzenklöppeln heißt fè (fare) zandli d. i. Zahnl, Zähnlein, frz. dentelles.)

Nachher stattete ich dem Herrn Beneficiaten einen Besuch ab. In seinem Büchlein hat er der Welt die erste Grammatik der Grödnersprache verehrt und jetzo ist er mit einem grödnerischen Wörterbuch beschäftigt. Ob es im Drucke erscheinen wird, ist freilich zweifelhaft, denn die Herausgabe seiner ersten Schrift hat dem Verfasser eine bedeutende Einbuße verursacht, was nicht anders als abschreckend wirken kann.

Herr Vian gibt die Zahl der Grödner nach der Zählung von 1864 auf 3493 Seelen an. Uebrigens nehme die Bevölkerung, weil jetzt so viele Auswanderer nicht mehr zurückkehren, fortwährend, wenn auch langsam, ab. Erfreulich sei, daß die Grödner, welche in der Fremde ihr Glück gefunden, auch in unseren Zeiten ihr Heimathsthal nicht vergessen, vielmehr ihr Gedächtniß durch allerlei Stiftungen aufrecht zu erhalten suchen. So stiftete Herr Johann Aldosser in Lissabon 1837 eine achttägige Andacht zu Pufels, Herr J. P. Peratoner, Banquier zu Florenz, mit 12600 Gulden ein geistliches Beneficium zu St. Ulrich und noch viele andere Auswärtige thaten sich in ähnlicher Weise hervor; doch kommen diese Stiftungen alle der Kirche oder den Armen zu statten; an die Schule scheinen die Grödner nicht zu denken, obschon anzunehmen wäre, daß ihnen auf ihrem Lebensgange die Vortheile eines guten Unterrichts besonders klar vor Augen treten müßten.

Pfleger Steiner schätzte den Werth der jährlich abgesetzten Schnitzwaaren auf 44,000 fl. Vian beziffert ihn auf 145,000 fl., wovon aber die Kosten des Holzes, der Farben, des Leims u. s. w. abgezogen werden müssen. Uebrigens bedauert er, daß die Grödner mit Welt und Mode auch jetzt noch nicht fortschreiten und immer die alten Dinge zu Tage bringen. Was der Vater schnitze, schnitze auch der Sohn und der Enkel. Man sehe nur auf Quantität, nicht auf Qualität der Arbeit. Auch die im Jahre 1825 errichtete Zeichnungsschule trage wegen vernachlässigten Besuchs und wohl auch wegen unzweckmäßiger Methode des Unterrichts nicht die erwünschten Früchte.

In neuerer Zeit haben sich die Grödner selbst auf die Poesie verlegt und mehrere längere Gedichte verfaßt, welche auch gedruckt worden sind. 'Lvödl mutt und la vödla mutta, Elegien eines alten Junggesellen und einer alten Jungfer, hatten sich eines durchschlagenden Erfolges zu erfreuen. Ueberdieß hörte ich, daß die Schnaderhüpfel schon seit Menschengedenken in Uebung seien. Mein Gewährsmann wußte mir leider nur eines anzugeben, welches sich zwar nicht durch poetischen Werth auszeichnet, das ich aber doch mittheilen will, weil es das einzige ist, das mir zu Gebote steht. Es lautet:

La luna florasch
do pizza de sass long;
la muttans da deseng
ha 'l venter turond.

La luna florasch
do pizza de sass platt;
la muttans da deseng
dà la causa al Curat.

was ins Deutsche übersetzt etwa lautet:

Jetzt geht der Mond unter
Dort hinterm Saß lung,
Und die jetzigen Mädeln
Werden alle ganz rund.

Jetzt geht der Mond unter
Dort hinterm Saß platt,
Und die Mädeln behaupten,
Schuld ist der Curat.

Unter den jetzt lebenden Grödnern ist namentlich Dominik Mahlknecht hervorzuheben, der berühmte Bildhauer, der in seinem eigenen Hause zu Paris, Rue de Babylon, wohnt. Seine Werke zieren Europas erste Sammlungen. Auch Herr Peter Rocker, ein Holzschnitzer aus St. Christina, der jetzt zu München lebt, erfreut sich großer Anerkennung.

Endlich mag noch bemerkt werden, daß im Jahre 1869 der Langkofel von Herrn Waitzenbauer aus München und ein andermal von Herrn Paul Grohmann aus Wien erstiegen worden ist. Daß die Grödner selbst früher schon die höchste Spitze erklettert haben sollten, wird jetzt stark bezweifelt.